

Mission und Globalisierung

Predigt am 28.10.2007 zu 2 Tim 4,6-8.16-18 und Lukas 18,9-14

1. „So wie das Feuer im Brennen existiert, so existiert die Kirche nur in ihrer Mission!“ sagt der Schweizer Theologe Emil Brunner. Mission – das ist danach also nicht lediglich eine „Aufgabe“ der Kirche neben vielen anderen. Mission ist die Existenzweise der Kirche schlechthin. Der Grund dafür, dass es sie gibt. Kirche lebt und sucht ihre Wege in die Zukunft, weil und insofern sie teilhat an der Sendung Jesu, der allen Menschen und der ganzen Schöpfung das Heil Gottes zusagte. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das Gott spricht.“ Zu allen Zeiten haben Frauen und Männer, Missionarinnen und Missionare, diese Botschaft weiter gegeben: Jede und jeder einzelne Mensch ist ein Geschöpf Gottes, kostbar in seinen Augen. Alle haben ein Recht auf Vertrauen, auf sinnvolle Entfaltung und gerechte Lebensverhältnisse.

Keiner existiert durch Zufall – jeder ist gewollt und einmalig. Auch in schwierigsten Lebensumständen sollen Menschen erfahren dürfen: Gott liebt uns und er will, dass alle das Leben haben. Diesen Glauben teilen wir mit anderen, durch Wort und Tat und mit Herz und Hand. Das ist Mission. Wir geben weiter, was uns bewegt und wovon wir überzeugt sind.

2. Den Glauben weitergeben, der uns selbst geschenkt wurde und der unser Leben trägt – in unserer liberalen und pluralen Weltgesellschaft ist das gar nicht so leicht. Dazu braucht es Mut und Gottvertrauen. Paulus war davon durchdrungen. In römischer Gefangenschaft hält er Rückschau auf sein Leben. Sein Fazit: „Der Herr gab mir Kraft, damit durch mich die Verkündigung vollendet wird und alle Menschen sie hören“. Seit seinem im wahrsten Sinn des Wortes umwerfenden Bekehrungserlebnis vor Damaskus war er unermüdlich unterwegs, um für seine Überzeugung einzustehen und die froh machende Botschaft von Jesus Christus weiterzugeben. Seine Reisen legten den Grund für das rasche Entstehen von Gemeinden in Griechenland und Kleinasien, der heutigen Türkei, über Malta bis nach Rom. Paulus legte den Grundstein für das, was wir heute „Weltkirche“ nennen. Die Verkündigung Jesu des Auferstandenen wurde zu einer Aufgabe, der er gar nicht mehr entrinnen konnte: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündige!“ (1 Kor 9,16). Im Brief an Timotheus, aus dem wir heute hören, nimmt er kein Blatt vor den Mund, wenn er die Schwierigkeiten seines

Unterfangens schildert. Alle, auch seine Glaubensgefährten, haben ihn im Stich gelassen. Er fühlt sich verlassen und ausgeliefert. Und doch ist er bei der Stange geblieben. Er weiß: Weil er selber treu geblieben ist und den guten Kampf gekämpft hat, deshalb ist Gott auch ihm treu.

3. Die Mission der Kirche und Weitergabe des Evangeliums war zu allen Zeiten dem Missbrauch und dem Missverständnis ausgesetzt. Papst Benedikt ist dafür kritisiert worden, dass er bei seiner großen Rede in Aparecida zur Eröffnung der V. CELAM-Konferenz über Missionarische Pastoral in Lateinamerika dies unerwähnt ließ. Wenn wir auf Gestalten wie Jesus selber oder den ersten großen Missionar Paulus schauen, wird aber auch klar, dass Macht, Manipulation und Bevormundung dem Evangelium fremd sind, von ihrer Absicht her. Ihre praktische Umsetzung ist immer ein anderes Kapitel gewesen. Der zündende Funke, das ansteckende Feuer, das andere ergreift, das kann nur von innen kommen. Aus der Begeisterung derer, die Gott in ihrem Leben erfahren haben, können sie dann davon erzählen. Aus dem Einsatz der Frauen und Männer, die sich „um Gotteswillen“ für mehr Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden einsetzen. Diese Menschen spüren in heilsamer Unruhe, dass die Wege des Paulus und des Timotheus und zahlloser Missionarinnen und Missionare aller Zeiten noch nicht zu Ende gegangen sind. Dass der Weg Jesu selber noch nicht zu Ende gegangen ist. Dass seine Botschaft vom Leben für die ganze Schöpfung noch längst nicht alle Adressaten erreicht hat.

Wie aber heute von Gott, vom Evangelium, von Jesus sprechen? In einer Zeit religiöser Sprachlosigkeit auch für viele Christinnen und Christen? In einer Zeit, in der unendlich vieles – auch an Sinn und Religion – angeboten wird und in der fast alles möglich, aber nichts mehr sicher, verlässlich und verbindlich zu sein scheint? Angesichts dieser Frage, wie begabt und „sprachfähig“ ein Christ sein sollte, der seinen Glauben weitergibt, gibt das heutige Evangelium eine überraschende Antwort, die Mut macht.

4. Im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner geht es nämlich darum, wie Menschen sich selber einschätzen, wie sie ihr Verhältnis zu Gott und ihrem sozialen Umfeld beschreiben und was sie tun, um ihrem Glauben Gestalt zu geben. Der Pharisäer ist ja zunächst einmal ein äußerst ehrenwerter Zeitgenosse. Er lässt sich seinen Glauben etwas kosten und verdient darin Respekt und Anerkennung. Was ihm jedoch zum Verhängnis wird ist seine Selbstgerechtigkeit, die Meinung, sich Gottgefälligkeit erkaufen zu können. Das verrät seine Sprache: „Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin“ Er leitet seinen Selbstwert aus der Verachtung des Zöllners her. Er wird blind für die eigenen Grenzen, für das eigene Angewiesensein auf Ergänzung und Hilfe. Ganz anders der Zöllner, der verachtete verlängerte Arm der römischen

Kolonialverwaltung. Er sieht die Armseligkeit seiner Existenz ein und redet vor Gott nicht drum herum: Seine Sprache ist knapp, aber ehrlich und authentisch: „Gott, sei mir gnädig, denn ich bin ein armer Sünder“. Er wird von Jesus als Vorbild hingestellt, nicht wegen seiner anrühenden beruflichen Tätigkeit, sondern in seiner Offenheit und Bereitschaft zur Umkehr.

Darin liegt wohl ein entscheidender Punkt auch für heute: Wenn wir uns selber in bezug auf unser Beten und unsere eigene Glaubenserfahrung begrenzt, oft sprachlos und ergänzungsbedürftig vorkommen, dann ist diese ungeschminkte „Wahrheit“ des eigenen Lebens ein Zugang zu Gott.. Auf jeden Fall ist in einer missionarischen Kirche das ehrliche Stammeln im Gebet und im Glaubensgespräch besser und überzeugender als das Aufsagen objektiver Wahrheiten ohne inneres Feuer. Vergessen wir auch hier nicht das Beispiel des Paulus: Gerade in der Schwachheit, verstanden als Offenheit, bringt Gott selber sein Werk zur Vollendung. Menschen sind dafür Werkzeuge, Zeuginnen und Zeugen. Das ist für alle Zeiten der Weg der Kirche und ihrer Sendung und Mission.

5. Wie, mit welcher inneren Haltung wenden wir uns also heute dem anderen zu, auch Angehörigen anderer Religionen? Tun wir es im Bewusstsein der eigenen Grenzen, deswegen mit Neugier, Staunen, Wertschätzung? Oder meinen wir „höherwertiger“ zu sein gegenüber den „anderen“, die überhaupt nicht an Gott oder aber an den „falschen“ Gott glauben?

Missionarisch Glauben leben heißt sicher auch Handeln, Solidarität mit den nahen und den fernen Bedürftigen leben. Dies aber geschieht aus dem Glauben, dass wir selber vor Gott und den anderen Bedürftige bleiben. Wer so glaubt, kommt aus dem Teufelskreis heraus, sich dauernd selbst erheben, überheben, mit anderen vergleichen, oder gar messen zu müssen. Mission wächst aus der ständigen Bereitschaft zum Hören auf Gottes Wort, ist der ständige Aufbruch zu noch mehr an Gottes Gerechtigkeit und Gottes Frieden, ist Aufbruch zu etwas Neuem, zur Begegnung mit dem Unbekannten, zur Veränderung. Missionarisch Christ sein, das bedeutet nicht nur zu geben, sondern auch zu empfangen:

6. Mission ist nicht Vorladung, sondern Einladung. Die Einladung zum Teilen von Glaubenserfahrungen, von Hoffnung und von materiellen Möglichkeiten hilft entscheidend mit, eine gerechtere Globalisierung unserer Welt für alle anzustreben und im Ansatz zumindest anfanghaft zu ermöglichen.